Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 38

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]
Autor: Haensel, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647739

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die letzten HUNDE Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. 12. Fortsetzung.

Das goldene Gemüt der Lady war auf einem eisernen Knochengerüst montiert. Ihre Schlüsselbeine waren aus besonders festem Guß, ausgebuchtet wie die Kurbelwelle eines Motors. Wenn man sie reizte und sie in eifernden Glaubenszorn geriet, schnappte ihr leicht die Stimme über. Das klang dann wie Fehlzündungen. Ihre Gesinnungsküsse aber waren fest und naß. Diese applizierte sie Mirimah und Marcella, gerührt von dem Eifer der beiden um die Milderung des Loses der verurteilten Hunde.

Man hatte gerade Marcella öfter mit diesem Bubenberg Effendi gesehen, der die ganze Sache angestoßen hatte. Marcellas Selbständigkeitsdrang, der sie in die Hotelwohnung geführt hatte, gab vielfach Anlaß zu Mißdeutungen und Tadel. Die Lady war nicht sehr gut auf sie zu sprechen. Aber ihr jetziges Geld-, Sach- und Persönlichkeitsopfer schien ihr zu beweisen, daß das Gerede unrecht hatte, und zwischen Marcella und Bubenberg jedenfalls keine Beziehung bestand. Die Lady riskierte deshalb ein paar wegwerfende Bemerkungen über diesen Abenteurer und Geschäftemacher, der nicht einmal durch ein politisches Ziel als Angehöriger einer der großen Nationen entschuldigt war, sondern wirklich nur aus der Gewinnsucht der Kleinen handeln konnte. Die Lady hätte alles eher vermutet, als daß sich Mirimah, die Frau des Kabassakal, das sanfteste und zurückhaltendste Geschöpf aus der Sultansfamilie, nun in ganz bestimmten Worten für den Schweizer einsetzte.

Sobald sich die Gelegenheit bot, zogen sich Mirimah und Marcella in einen unbelauschten Winkel zurück. Mirimah wußte, daß sie Bubenberg niemals anders wiedersehen würde, als verschleiert, ebensowenig, wie sich der silberne Mond dem Meer vermählen kann, das zu seinen Füßen seufzt und das er über alles liebt. Denn Gott hat die Bahn des Mondes und der Meere unverrückbar vorgezeichnet. Sie hatte nur eine glücklichere Schwester, mit deren Hand sie seine Stirn anrühren konnte, das war Marcella.

Marcella Slaty schämte sich ihrer Eifersucht. Sie gelobte sich, über das Nur-allein-haben-wollen hinauszukommen. Sie neigte sich vor dem Phantom des großen, alles umfassenden Ja, das den Menschen liebt mitsamt Um- und Abwegen, Gott, Schicksal, Zu- und Abfall. Sie verglich den überkochenden Kessel in ihrem Innern mit dem reinen, klaren Elixier, das sie in Mirimahs Herzen vermutete. Sie quälte sich, weil sie nicht übersah, daß sie und Mirimah verschieden waren wie Licht und Feuer, See und Strom, Pflanze und Tier.

* * *

Mit einer Angst, groß und dunkel wie die Welt, wartete Marcella auf die Rückkehr Bubenbergs vom Gastmahl des Kabassakal. Sie hätte Mirimah, die Schicksalsschwester, zerreißen können, weil sie den Besuch Bubenbergs beim Kabassakal nicht verhindert hatte. Aber die Türkin schüttelte den Kopf: „Man soll dem Winde nie verbieten wollen, zu wehen, wie er will, denn er weht doch, und man verscherzt sich Gottes Nachsicht mit einem falschen Gebet."

Marcella hatte ein gutes, türkisches Pfund in die Hände des Nazir gelegt, eine Riesensumme für einen Stambuler, von der er mindestens einen Monat bei Kaffee und Courgen leben konnte. Da es kein Telephon gab, sollte der Nazir für diesen Lohn nach der Ankunft des Effendi hinauflaufen in das Perahotel und dies melden.

Marcella begann die Wartezeit fröhlich, mit vielleicht ein wenig künstlich geheizter Freude. Sie las. Aber sie wußte nicht, was sie las, die Buchstaben gaben keinen Sinn. Nur die Zeit verwehte beim Umdrehen der Blätter. Tausendmal hörte sie einen Schritt vor ihrer Tür und tausendmal fuhr sie auf. Aber es war niemand oder nicht der Nazir. Sie zog sich an und zog sich wieder aus. Schließlich wagte sie das Ungeheuerliche: Sie steckte sich eine Waffe ein und ging auf die leere Straße hinaus, die wohl kaum in den letzten mohammedanischen Jahrhunderten eine Europäerin allein um diese Zeit gesehen hatte. Aber in Marcellas Seele hatte die Warteangst alles nur Herkömmliche und Unwesentliche weggebrannt. Es lag nur noch das reine Gold in ihr, frei und offen: ihre Liebe.

Der Weg zum Hause Bubenbergs führte durch die alte Perastraße, an einem einzigen Lokal vorbei, das unkeusches, buntes Flimmerlicht in die heilige Nacht hinauswarf. Es hieß „Bülbül".

Marcella drückte sich in einen dunklen Mauerwinkel und lauschte. Sollte Bubenberg sich hierher verirrt haben? Vielleicht mit dem Munirpascha oder einem der anderen Sybariten aus dem Freundeskreis des Kabassakal! Man hörte, wenn gerade eine Tür innen zum Allerhintersten geöffnet wurde, die Jodkalistimmen ausgeleierter Soubretten, Gekreisch, Zersplittern von Sektkelchen. Ein Wagen fuhr vor. Trunkene Männer entstiegen. Ihr Herz schlug, daß die Umrisse der Hausschatten leise vor ihr bebten. Es war Dschemaleddin, mit seiner Borgianase, und der etwas steifere feiste Vater, der Munirpascha. Sie hatten gerade eine Menschenjagd hinter sich und noch größeren Durst, als der Kabassakal zur Beflügelung ihres Mutes schon gestillt hatte. Während der Sohn dem Vater aus dem Wagen half, tauschten sie ein paar Worte, die Marcella nur halb verstehen konnte. Aber sie schloß aus einer Anspielung auf das Wasser, und wie es ihm nun wohl schmecke, etwas reichlich zwar auf die Dauer, und die Füße wären ihm nun sogar ohne Weingeruch schwer wie Blei — daß irgendeine der Noyaden des Kabassakal inzwischen stattgefunden haben mußte.

Wer anders als Bubenberg konnte betroffen sein!

Was machen? Schreien? Polizei? Gegen den eigenen Chef! Blieb nur eines: Der Sultan! Jetzt? In den Himmel war leichter einzudringen als nachts in den Jildis. Sie mußte als letzte Rettung vor dem Wahnsinn den ganz kleinen Gran Hoffnung mit allen Kräften festhalten, den die Liebe immer noch hat.

Der Nazir riß die Augen auf, als sie am Hause klopfte und Einlaß begehrte. Der Herr sei noch nicht zurück. Gerade deshalb käme sie, um auf ihn zu warten.

Auf dem Dachgarten, im Angesicht der ewigen Städte, durchlitt sie den Rest der Nacht. Die Sonne stieg aus Asien herauf, in unnahbarer Würde und mitleidlos hart. Als Buben-

berg dann wirklich kam, war sie wie gelähmt. Sie konnte sich gerade noch auf ihn zuwerfen und dann niedersinken. Er löste ihre Arme, die seine Füße umklammerten und trug sie auf sein Polster.

Sie begann zu weinen, ganz leise, doch liefen die Tränen wie unstillbares Blut. Aber unter deren sanftem Regen lockerte sie sich auf wie die Erde, der sie in ihrer Güte und Demut glich.

Bubenberg streichelte und tröstete sie, aber mit Zurückhaltung, immer gebunden an Mirimah, von der er gerade in dieser Nacht gehört hatte, daß sie an ihn denke und von ihm spreche. Er warf innerlich sogar Marcella vor, dies ihm nicht schon längst gesagt zu haben, da sie es doch auch wissen mußte. Aber er unterdrückte, wütend über seinen Egoismus, diesen Gedanken. Er sah doch, wie Marcella liebte und litt, es war schon qualvoll genug, ihr nicht, im wesentlichen gar nicht, helfen zu können. Da hatte er, der in seinem Leben noch nie von einer Frau wirklich geliebt war, über Nacht die sich über alles menschliche Gebot hinwegsetzende Leidenschaft gefunden, um leer vor ihrem göttlichen Geschenk dazustehen. Darum mußte er diese Gnade wieder verlieren, und zum unabwendbaren Ausgleich dann sicher auch noch die andere Frau, zu der seine eigene Sehnsucht drängte.

Er legte seinen Kopf auf Marcellas gelöstes Haar; ihre Augen weinten für ihn mit.

Wie sollte er Marcella sagen, daß Mirimah in ihm saß, und kein Winkel mehr für Marcella offenblieb?

Aber er brauchte es gar nicht zu sagen. Marcella wußte es ja. Ihre Liebe war so aufgebend und auffaugend, daß sie ihn in sich aufnahm mitsamt seiner ihr fremden und feindlichen Last.

Marcella, nicht Bubenberg, fand die ersten Worte.

„Du", sagte sie, „du mußt Geduld mit mir haben. Sieh, ich habe in meinem Leben so vieles falsch gemacht und dann fahren lassen — aber diesmal weiß ich, daß dies nicht mehr ginge."

Er antwortete: „Du sollst mich nicht aufgeben! Du darfst nicht aufhören, dein Ja zu mir zu sagen. Ich weiß wie klein ich bin, und wie wenig ich dir wiedergeben kann. Aber das ist ja für mich das Wunder: ein Mensch, der zu mir kommt, nicht ich zu ihm."

„Ach", sagte sie. „Du brauchst mich nicht. Nein, nein, ich weiß das ganz genau. Du brauchst mich nicht und du verbrauchst mich darum auch nicht. Das tut weh. Aber es ist nicht zu ändern, und wenn ich es könnte, dürfte ich dich gar nicht ändern. Denn es ist wunderbar schön für dich. Ich kann mir dich gar nicht anders denken. Nur laß mir ein klein wenig Hoffnung. Laß mich warten dürfen. Denn siehst du: — sei nicht traurig, wenn ich dir's offen sage — du liebst ein Bild und heute ist das Bild dir gnädig. Aber morgen raubt es dir vielleicht ein anderer, oder es muß ein Wunder tun. So ist das mit Heiligenbildern manchmal. Dann muß jemand da sein, der dich tröstet."

Dann schwiegen sie lange. Marcella seufzte oft. Das war so ihre Art. Dann schloß sie:

„Es ist schon im Leben alles ganz richtig, wie es ist. Falsch wird es nur durch das Gewaltsame und durch das Auflehnen. Wie diese Liebe nur in mich gekommen ist. Ich glaube beinahe an einen Teufel."

Inzwischen war der Tag draußen groß und stark geworden. Der Nazir meldete den unerwarteten Besuch Djavid Paschas.

Marcella fuhr beim Namen Djavids auf: „Du wirst ihn nicht empfangen! Jetzt kommt er, nachdem er dich wochenlang vergessen hat! Er wird wieder etwas wollen!"

Bubenberg meinte, daß dies sein gutes Recht sei. Jedenfalls müsse er ihn selbstverständlich anhören. Marcellas Rat war mit ein klein wenig Selbstsucht gespritzt. Sie wollte Bubenberg so lang als möglich für sich behalten. Man merkte es, und dies befreite ihn etwas von der beengenden Größe ihrer letzten Worte.

Djavids Besuch hatte folgenden Grund:

Das Parlament machte Schwierigkeiten in der Hundefrage. Nicht der Sultan, wie die Jungtürken gefürchtet hatten. Bei den Abgeordneten stieß die Reinigung der Hauptstadt auf Widerstand. Die reaktionäre Opposition hatte eine Anfrage angekündigt, die vom Derwisch Vachdeti, weitaus dem stärksten Redner in der Versammlung, begründet werden sollte. Die Jungtürken hatten eine sichere Mehrheit, sobald es um meßbare und wägbare Dinge ging, um Verstand und Vernunft. Man wußte aber nicht recht, welche urgründlichen Instinkte der Derwisch bei diesem Problem entfesselte. Man sah mit Sorge die Hedschas, Priestermönche in Lumpen und Fellen, gerade eben noch Mensch, durch die Stadt ziehen. Es war nicht sicher voraus zu berechnen, wie die eine oder andere Stimme durch einen solchen Eindruck zur Opposition abgesplittert wurde.

Ahmed Risa, der Präsident des Parlaments, eine melancholische Schönheit mit einem melierten Bart, war nicht der Mann, die Anfrage des Derwischs im letzten Moment mit einem parlamentarischen Trick abzubiegen. Nasim Bey, der Führer der Partei, hatte vielmehr dekretiert, wieder einmal Bubenberg einzusetzen, und zwar diesmal, um Schefket Pascha, den Führer der Armee, zu einem Auftreten im Parlament, — an und für sich schon von Schefket zugesagt — geneigter zu machen.

Man konnte Schefket am meisten für den Hundeplan einnehmen, indem man ihm Bubenberg in natura zeigte. Schefket war Soldat, leidenschaftlicher Soldat, mit Vorliebe für militärisch brauchbare Männer. Djavid hatte Glück bei Bubenberg. Bubenberg brannte darauf, Schefket kennenzulernen. Er war der einzige Mann, der bei einem Sturze des Kabassakal die Staatsgewalt retten konnte. Er hatte die Macht dazu, wenn der Sultan sich für ihn entschied.

Bubenberg und Djavid fuhren zum Tschiragan Serail hinüber.

Bubenberg hatte nirgends in der Welt ein solches Märchenschloß gesehen. Die reine Farbenschönheit seiner im Bosporus gespiegelten Front erinnerte ihn an die durchschimmernde Weiße der Oberländer Firne. Der von außen verwandte Marmor war innen mit Alabaster verkleidet. Die Treppen waren aus Onyx und Malachit. Sie leuchteten wie Schlangenhäute. Im Thronsaal standen auf dem Fußboden mit seinen Ebenholzintarsien naturgroße, silberne Palmen. In deren Blattwerk blühten goldene Kerzen. Es war eine Palmenallee aus Edelmetall. Dicke Perser dämpften den Schritt, Teppiche, groß wie Provinzen.

Zunächst stellte Djavid seinen Freund dem Willensmacher des Komitees vor, Dr. Nasim Bey. Der sonst unsichtbare Nasim war ein rotblonder Mann mit einem ganz milden Gesichtsausdruck, mit Händen, weich wie Katzenpfoten. So war auch seine Sprechweise. Er äußerte sich nie laut, war immer verbindlich und rätselhaft verschwiegen. Auf dieser Kunst des Schweigens, der Verbindlichkeit und zähen Beharrlichkeit beruhte der außerordentliche Einfluß seiner Person.

Er lehnte an einer der silbernen Palmen. Um ihn standen einige Anhänger der Partei. Jeder dämpfte in seiner Gegenwart die Stimme. Nasim selbst übernahm es, Bubenberg mit Schefket bekannt zu machen.

Schefket empfing Bubenberg in der Regierungsloge. Unter ihnen tobte schon die Redeschlacht. Der Derwisch Vachdeti sprach und schluchzte, schrie und betete, demütigte sich wie ein Büßer und hieb dann auf das Rednerpult los, als ob er einen lebendigen Giaur vor sich hätte.

Schefket betrachtete Bubenberg schweigend, abwägend:

„Wo haben Sie gedient?"

„Oberleutnant im zweiten Fußartillerie-Regiment, Exzellenz."

„Artillerie! Auch meine Waffe. Sie wissen, ich war drei Jahre in Rottweil und bei Mauser. Haben Sie sich schon die Dardanellen angesehen? Meine neuen 15 cm-Mörser?"

Bubenberg verneinte.

„Nicht? Schade. Verstehe, solange Sie sich mit diesen Hundeaffären herumschlagen müssen! — Widerlich! Ich meine: da unten diese Reden. Bringe ich gleich in Ordnung. — Uebrigens: wollen Sie bei mir eintreten?"

„Ich bin Schweizer, Exzellenz!"

„Macht nichts! Suchen Sie sich ein Regiment aus und schikken Sie mir Ihr Patent. Nicht morgen; gebe Ihnen Zeit, bis diese Geschichte mit den Hunden vorbei ist. Uebrigens keine Aufgabe für einen Mann wie Sie. Danke! Wiedersehen! — Bringe das da unten inzwischen in Ordnung!"

Nasim führte Bubenberg hinaus und drückte ihm die Rechte.

„Ich bin Ihnen verpflichtet, Effendi. Sie haben eine glückliche Hand. Die Dinge handeln für Sie. In Ihnen sitzt eine Gnade, von der Sie nichts wissen. Ich möchte Ihr Horoskop stellen. Wann sind Sie geboren. In welcher Stunde?"

Am 16. November, frühmorgens war Bubenberg geboren. Ganz genau wußte er wohl den Tag, aber nicht die Stunde.

Nasim überlegte. In seinem Kopf entrollten sich Tabellen. Kein Zweifel: 8 Uhr. Sonne im Zeichen des Schützen — Skorpion schielt schon herüber . . .

„Wissen Sie Effendi, daß Sie unter den gleichen Auspizien geboren sind wie diese Stadt? Unter derselben Konstellation hat Konstantin mit der Pflugschar die Mauerführung seiner neuen Residenz bestimmt. Monatelang haben seine Astrologen die Stunde als die diesem Ort gemäße errechnet. Vor 1600 Jahren. 16 ist Ihnen günstig. Sie haben hier die große Gelegenheit Ihres Lebens! — Besuchen Sie mich; mein Haus steht Ihnen offen."

Bubenberg wußte nichts von diesen dunklen Zusammenhängen und wollte auch nichts davon wissen. Aber er hatte schon manchmal bei einer gefährlichen Bergfahrt und auch jetzt wieder, bei der Eroberung Scheffets, empfunden: es war etwas los mit ihm, er war berufen.

Mehmed Scheffet wartete inzwischen im Parlamentssaale ruhig, bis sich alle ausgeschrien hatten. Sobald er die Tribüne betrat, entstand ehrfürchtiges Schweigen. Dann ließ er seine kurze, an Befehle gewöhnte Stimme auf die Versammlung wirken, ohne nur den Versuch zu machen, Gründe zu entwickeln.

Scheffets Rede gipfelte in folgenden Formeln:

„Wollt Ihr, daß die Hauptstadt des ruhmvollen türkischen Weltreiches weiterhin zum Gespött Europas wird?"

Die Versammlung schüttelte schuldbewußt die Köpfe und antwortete einheitlich: „Jok, Effendim!"

Darauf fuhr Scheffet in seiner Ansprache fort:

„Wollt Ihr, daß die ruhmvolle Hauptstadt unseres Weltreiches als ein Musterbeispiel für Ordnung und Reinlichkeit erscheint?"

Die Parlamentsversammlung erwiderte schon viel bestimmter: „Ewet, Effendim!"

Bei der ersten Antwort, dem Nein, warfen sie die Köpfe mehrmals in den Nacken, sodaß die Troddeln an den Fezen frei in der Luft baumelten. Bei dem Ja nickten sie leise nach vorn.

Scheffet ließ nach einer kurzen Belehrung, wie sie dies „Ja" nun zu bekräftigen hätten, zur Abstimmung schreiten. Bachdeti verließ das Parlament. Die abgegebenen Stimmen waren alle für die Regierung.

Anschließend an diese Sitzung gab Djavid Bubenberg ein Festessen.

Stadt und Bosporus wurden auf Befehl des Sultans in dieser Nacht festlich beleuchtet.

Der Yali des Kabassakal lag im Gegensatz zu seiner lichtfrohen Umgebung in schwarzem Proteste da. Eine derartige Widersetzlichkeit konnte sich nur ein Kabassakal leisten. Sonst war von Stambul bis Kawak, von Skutari bis Beikos kein Haus ohne Lichter. Wie Perlenschnüre säumten sie die Ufer des Bosporus. Willkürlich gezackt überzog der Lichtbogen die Wasserscheide zwischen Europa und Asien. Von den Höhen sah es aus, als ob die Milchstraße mit all ihren Biegungen und Buchten vom Himmel heruntergefallen sei.

Die von den Unglücksprophezeiungen der Derwische eingeschüchterten Bewohner saßen in der Nacht ihres Aberglaubens, stumm und still hinter strahlenden Fenstern. Das war schon immer so, wenn der Sultan bengalisch feierte.

Das hunderttausendstimmige Geheul der zum Tode verurteilten Kreatur lastete wie ein Alpdruck auf dem erleuchteten Wasser. Wie ein Feld voller Glasscherben glitzerte es.

* * *

Der Mond ist im Orient ein ganz anderes Gestirn. Im Okzident ist er Scheibe, dort aber Kugel. Im Frankenland kann sein Licht gewiß auch geistern; er kann erschrecken, wenn er über Niederungen in roten Nebel oder gar in Wald gerät. Aber immer bleibt sein Licht etwas Zweidimensionales, verzehrt sich an der Oberfläche der Gegenstände, auf die es trifft und verstummt im Schatten. Im Orient aber kommt sein Leuchten aus einer Kugel, aus einem dreidimensionalen Gebilde und dringt auch auf der Erde durch die Oberfläche hindurch. In den weißen Moscheen sickert es durch die äußere Steinschicht, daß die Alabasterverkleidungen im Innern lebendig werden. Auf den Gräberfeldern wirkt es fast wie Röntgenstrahlen, fällt in die dünnen Särge ein und zeigt die phosphoreszierenden Gerippe. Die steilen Gassen Stambuls sehen im vollen Mondlicht wie Gletscher aus, die aus durchschimmerndem Eis vor den Hausgebirgen niederziehen. Die schwarzen Schlagschatten der kreuz- und querstehenden Pflastersteine sind die dunklen Gletscherspalten mit gähnenden Tiefen. Wenn der Mond ganz hoch am Himmel steht, sendet er überhaupt keine Strahlen mehr aus, sondern saugt sie in sich ein. Es strömt nicht mehr von ihm weg, sondern er zieht das Licht aus den Tiefen der Erde zu sich herauf, wie er die Nebel anhebt und die ebbenden Meereswogen.

Unter einem solchen Vollmond begann das Hundejagen. Nacht mußte es sein. Es war aber zweckmäßig, die hellste auszunutzen. Daß überhaupt das ganze Unternehmen sachlich und nüchtern angelegt wurde, machte es nur noch schauerlicher.

Mit der Ausführung hatte niemand etwas zu tun haben wollen. Emin Aga, den Zigeuner, konnte man als Helfer brauchen. Aber der kleine Räuber hätte die halbe Stadt gleichzeitig ausgeplündert, wenn man ihm nicht einen vertrauenswürdigen Chef gegeben hätte. Die Regierung verfiel schließlich auf Selim Sirri Bey.

Sirri war ein prachtvoller Naturbursche, geborener Jäger, mit offenem Gesicht, Raubtiergebiß und hellen Bergsteigeraugen, stets in hohen Stiefeln, mit einem derben Knotenstock in der schlagbereiten Hand, überall dabei, wenn es galt, irgend etwas mit der Faust durchzusetzen. Er hatte bereits vor der jungtürkischen Revolution einen Aufstand gegen Abdul Hamid entfacht, wurde zum Tode verurteilt und nackt vor eine Kanone gebunden. Als der Abzugskeil für den Schuß, der ihn zermalmen sollte, bereits eingesetzt war, kam das Irade des Sultans, das ihn zu lebenslänglicher Kasematte begnadigte. Selbst in der Hölle von Erzerum hatte er seine Mitgefangenen dadurch zu erfreuen gewußt, daß er seine Fußketten im Klange abzustimmen verstand. Er rasselte auf diese Weise eine Melodie. Ueberall, wo Sirri erschien, erheiterten sich die Gesichter.

Sirri ließ sich die Zigeuner kommen und handelte mit Emin Aga während der zwei ersten Tage seines neuen Amtes über den Kopfpreis jedes gefangenen Hundes. Aga verlangte einen Tscherek. Auf den zehnten Teil wurden sie handelseinig.

Bei dem Preis war die Beschaffung der Werkzeuge nicht mitgerechnet. Diese hatte sich das Arbeitsministerium vorbehalten. Sirris Vorschlag, die Hunde mit Netzen zu fangen, wurde als zu teuer abgelehnt. Es wurden eiserne Zangen geschmiedet, die so einfach gebaut waren, daß die Konstantinopeler Hufschmiede sie selber herstellen konnten. Sie bestanden aus zwei Schenkeln, die in der Mitte mit einem Stiftgelenk verbunden waren. An der einen Seite war an jedem Eisen ein Handgriff. An der anderen wurden beide Zangenenden nach innen rund gebogen. Mit diesen Zangen sollten die Hunde gepackt werden, wo man sie gerade bekam, um dann in große Müllkarren mit Klappdeckeln verladen zu werden. Solche Karren standen noch da. Bei den großen Verfolgungen und Seuchen hatte man sich ihrer bedient.

Fortsetzung folgt.